

Die Neue Welt.

Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

1882.

№ 34.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 50 Pfennig. — In Heften à 35 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verschlungene Lebenswege.

Roman von Franz Carion.

(7. Fortsetzung.)

Die ernste ältliche Dame war, wie Lucie ganz richtig vermutete, seine Mutter; die junge neben ihr sitzende Lady dagegen eine Verwandte derselben, deren Vater, ein sehr reicher Grundbesitzer in Northshire, sie zum erstenmale nach London geschickt hatte, um die nötige vornehme Bildung zu erlernen, weil auf dem Lande dies eine vollkommene Unmöglichkeit sein würde, „vorüber ich auch ganz mit ihm einverstanden bin,“ fügte Richard bei und sagte dann lachend: „Lady Bally (Valentine) hat übrigens schon einen Ruhm hier erworben, auf den sie nicht wenig stolz sein darf. Im Hyde Park hat sie sich vorgestern zum Gegenstand allgemeiner Bewunderung gemacht, sie reitet und fährt teuflermäßig wild.“

„Sie will sich wahrscheinlich zum Liebling der Lady, Ihrer Mutter, machen.“

„Das wäre unmöglich, sie ist es schon,“ antwortete Richard.

„Ah! ... Sie meinen, Ihre Mutter wünscht zwischen Ihnen und der jungen Dame eine eheliche Verbindung anzubahnen ... natürlich, Bally ist die Erbin eines reichen Grundbesizers.“

„Das ist wohl möglich; aber ich habe noch nichts von einer solchen mütterlichen Spekulation gemerkt,“ äußerte Sir Clinton.

„Ich glaube, sie wird sich wohl sehr dabei bedenken, ehe sie sich darauf einläßt, sie weiß, daß ich auf meine Selbstständigkeit halte.“

Ein Schatten von Unmut überflog die Züge des jungen Herrn und erschreckte Lucie. War das ein Zeichen, daß er schon eine solche Vermutung in sich barg oder hatte ihn Lucie's Bemerkung verdrossen und er dieselbe als eine vorreilige Beleidigung seines freien Willens aufgefaßt? Sie wagte keine weitere Frage mehr über diesen Gegenstand, der ihn so auffallend verstimmte, obwohl sie gern erfahren hätte, wie er ihre künftige Stellung zu ihm gestalten wolle ... Schweigen zu beobachten, schien ihr das einzig Ratfame. Der Gedanke, daß sie ihm ein Opfer bringe, war ganz unerwartet erschüttert.

Die Heiterkeit kehrte bei ihm sofort zurück, da Lucie sich willenlos seiner Laune fügte, er erwies sich so liebenswürdig gegen sie, daß auch nicht die geringste Spur einer verdrüßlichen Stimmung bei ihr zurück blieb. Alles wurde von ihnen besprochen, was die Uebersiedelung Luciens aus dem „Essexer Riesen“ in das Landhaus betraf, welches Richard eigentümlich gehörte.

Am nächsten Nachmittag erschien derselbe Mann mit der Augenbinde bei ihr. Unten am Eingange hielt ein von ihm mitgebrachter Wagen für sie, und nachdem ihr Gepäck hinabgeschafft, verließ sie diesen Gasthof, der ihr in der großen fremden Stadt zur ersten Station ihres bereits begonnenen abenteuerlichen Lebens geworden war.

Bergebens bemühte sich der Portier-Landsmann von ihr, die ihm ein ansehnliches Trinkgeld in die Hand gedrückt hatte, zu erfahren, wo sie nun wohnen werde, nicht seiner Neugier wegen, sondern aus der einfachen Ursache, wenn etwa Briefe an sie gelangen würden, diese ihr zuzuschicken.

„Lassen Sie das keine Sorge für Sie sein,“ antwortete Lucie. „Die an mich kommenden Briefe empfangen ich von ... unserm Gefandten. Es würde also unverantwortlich von mir sein, wollte ich eine andere Disposition treffen. Leben Sie wohl!“

Der würdige Portier war durch diese Erklärung vollständig konsternirt und sah dem fortrollenden Wagen mit jener Verblüffung nach, welche recht deutlich bezeugte, daß die Begreiflichkeit dieser Tatsache seinen Horizont weit überstieg. Kopfschüttelnd zog er sich in seine Loge zurück.

5. Die Ausweisung.

Die Glitterwochen eines neuvermählten Pares können nicht wonnevoller sein, als die des ersten Monats, welche Sir Richard mit Lucie verlebte. Beide liebten das Vergnügen gleich sehr, und da er die Mittel besaß, um dasselbe in immer heiterer Abwechslung zu genießen, so fühlte sie sich sehr glücklich. Freilich blieben ihr immer noch Wünsche, deren Erfüllung sich nicht absehen ließ, indes die Zukunft muß auch ihr Teil zum Glückseligkeit beitragen und leider steht die Zukunft bei den meisten Menschen auf dem Warte-Stat. Wenn Lucie sich einer Kränkung ausgesetzt glaubte, so war es die, daß Sir Richard es vermied, mit ihr an vielbesuchten öffentlichen Orten und in seiner Gesellschaft zu erscheinen. Einmal sich darüber gegen ihn beklagend, antwortete er ihr ohne Aufregung:

„Du übersehest, daß das Recht der Klage allein auf meiner Seite ist, durchaus nicht auf der deinigen. Ich enttäusere mich

der mir zukommenden Ansprüche auf den Gesellschaftskreis, die mir hinsichtlich meiner Geburt und meines Namens zustehen . . . warum? um deinetwillen. Denke darüber nach, du wirst finden, daß du nicht in vornehme Cirkel passest. Dir fehlt sogar das Notwendigste, das Verständnis unserer englischen Sprache. Bevor du dir dies nicht angeeignet hast, mußt du deinem Wunsche entsagen, er ist durchaus unberechtigt. Unsere englischen Damen sind sehr diffizil in der Wahl ihres Umgangs, dir fehlen die üblichen Formen, die gesellschaftliche Bildung. Man verzeiht der Fremden gleichen Ranges viele Mängel und Schwächen, nie aber würde man einer bürgerlichen Deutschen derartige Unmaßung verzeihen, wie du sie gegen mich aussprachst."

Lucie süßte sich aus ihrem Traumbhimmel gestürzt, Richard hatte sie in die Stellung zurückgewiesen, in die sie gehörte, und diese war eine sie tief demütigende. Die Gelassenheit, mit der er zu ihr gesprochen, deutete ihr an, daß er der Herr sei, welcher niemals zugeben werde, daß sie ihn zu diesem oder jenem Tun bestimme. Die Klugheit sagte ihr: sie müsse sich seinem Willen fügen, denn was wollte sie beginnen, wenn er ihrer sich zu entledigen entschlossen war? Sie fand es daher für ratsam, ihm zu erklären, daß es ganz mit ihrem Wunsche harmonire, die englische Sprache zu lernen; aber sie wisse nicht, wie sie das möglich machen solle, sie sei ja gänzlich fremd hier, und um eine Lehrerin zu finden, die ihr den nötigen Unterricht gäbe, gehöre doch so viel Kenntnis dazu, mit einer solchen sich bekannt machen zu können.

"Ich werde dafür sorgen," sagte ihr Richard.

"Sieh, mein teurer Geliebter, der Mangel an geistiger Beschäftigung ist für mich ein großes Unglück," redete Lucie . . . "nur diesem allein entsprang mein Wunsch, von dir in die vornehmen Gesellschaftskreise eingeführt zu werden. Ich stellte mir das so leicht vor und glaubte die Damen so gut und liebevoll zu finden, wie du es gegen mich bist. Sie würden freundlich gegen mich sein, wenn du ihnen mich empfiehlst, das glaube ich wohl, aber ich sehe es jetzt auch ein, daß es wie Unmaßung von mir klingen mußte, denn ich verstehe ja nicht einmal englisch. Daran habe ich wirklich nicht gedacht."

Sir Richard äußerte lachend: "Die Unterhaltung würde allerdings sehr seltsam sein."

So wenig von Bedeutung dies Zerwürfniß auch war, so blieb es doch für eine kurze Zeitlang nicht ohne einen nachhaltigen Eindruck auf beide. Lucie erlitt eine Störung ihres Vertrauens zu Sir Richard, welches sie bis jetzt wie ein Heiligtum in ihrem Herzen bewahrt getragen hatte. Der Glaube an seine Liebe war erschüttert, und was sie früher als ganz unmöglich angesehen haben würde, daß er sie je als ein Spielzeug seiner Sinnelust betrachten könne, das erschien ihr jetzt als Ueberzeugung. Unwillkürlich regte sich die Erinnerung an die Verlobung, welche sie an ihrem Gatten, an ihrem Kinde begangen, in ihrem Gedächtnis und sie konnte sich der Ahnung nicht entziehen, daß schon die Vergeltung der schweren Schuld an sie herantrete; indes diese Tribulation ihres inneren Friedens ging doch ohne eine weitere Folge von gegenseitig zur Schau getragener Verstimmung vorüber.

Sir Richard war kein harter Charakter und Lucie empfand von seiner Seite keinen Anlaß, sich über Beleidigungen zu beklagen, zwischen ihnen schien eine stille Sühne stattgefunden zu haben. Die schönen Tage des September vereinten sie zu Lustpartien, wie früher die Sommertage es getan hatten, und die Abende wurden in den Theatern hingebacht, deren nicht geringe Zahl ihnen hinlängliche Abwechslung gestattete; aber der Oktober mit seinen feindlichen Nebeln, die meist von solcher Dichtigkeit zu sein pflegen, daß die Passage für Wagen und Reiter nicht wenig gefährdet ist, bewirkte auch für Lucie eine große Umwandlung. Richard kam seltener, öfter blieb er mehrere Tage aus, dann brachte sein Kommissiönär, der Mann mit der Augenbinde und der windschiefen Nase, ein Billet, in welchem er ihr erklärte, daß er von Geschäften und Anforderungen überhäuft, mit denen seine ihm vor Kurzem erst übertragene Stellung im königlichen Haushaltungsministerium ihn beschäftige, seinen Wunsch, sie zu

sehen, nicht erfüllen könne; indes war die Sprache seiner Entschuldigungsbillets eine freundliche. Es würde eine Neigung zu Gehässigkeit verraten haben, hätte sie sich dem Glauben hingegeben, die Mitteilungen, die er in seinen Billets ihr machte, beruhten auf Unwahrheit . . . er hatte ja keine Täuschung gegen sie nötig.

Die angelegentlichen Erkundigungen nach ihrem Befinden, welcher Art die Erholungen wären, die sie sich in ihrem jezigen einsamen Leben verschaffte . . . und ganz besonders, ob sie Fortschritte in der Erlernung der englischen Sprache mache, wie sie mit ihrer Lehrerin Mistreß Stanhope zufrieden sei? alles das bezeugte, daß er sie noch liebte . . . wie hätte sie Arges von ihm denken können!

Der Umgang mit Mistreß Stanhope war für sie eine Wohltat. Diese Frau, die Wittwe eines Sprachlehrers an einem großen Mädchenpensionat in Deutschland, die schon zu Lebzeiten ihres Mannes unter seiner Leitung Unterricht in englischer Sprache an junge außer dem Pensionat lebende Damen erteilt hatte, war vor einigen Jahren nach London zurückgekehrt. Die guten Empfehlungen einiger ihrer ehemaligen nun an hochgestellte Männer mit bedeutenden Familiennamen verheirateten Schülerinnen hatten ihr ein erträgliches Auskommen bereitet, und zu dem Kreise der von ihr unterrichteten Damen zählte nun auch Lucie. Beide lernten sich kennen und gegenseitig schätzen. Mistreß Stanhope schien wohl zu ahnen, in welchem Verhältnis Lucie zu Sir Richard stehen müsse, aber das milde Gemüt der Lehrerin äußerte nie eine Silbe über diese Mutmaßung, die sich für sie leicht zur vollen Kenntnis umgewandelt hätte, wenn sie die pöbelhafte Gewohnheit besessen, vom Dienstpersonal zu erkundschaften, was sie wahrscheinlich durch diese Quelle vollständig erfahren haben würde.

Es gab nur wenige dienstliche Personen in Sir Richards Landhause. Die bedeutendste derselben war Miß Ruth, ein alt gewordnes Mädchen, welches bei Lucien Kammerfrauendienst tat. Sie trug den biblischen Namen Ruth, obwohl dessen Bedeutung, die „Ängstliche“, „Schüchterne“ durchaus nicht auf sie paßte, denn sie besaß alle Eigenschaften, die gerade zum Gegenteil einer ängstlichen oder schüchternen Gemüthsart gehören.

Miß Ruth war sehr gehässiger Natur und Luciens Lehrerin hätte gewiß von ihr alles erfahren, was das Geheimniß der Stellung ihrer Schülerin in diesem Hause betraf, denn Miß Ruth ließ es nicht an Anlaß fehlen, von dieser würdigen Frau ausgefragt zu werden, indes dieser stille Wunsch blieb ihr unerfüllt. Daß Sir Richard immer seltener Lucien besuchte, seine Abwesenheit in Landhause gleichsam zu der Zahl der unerwarteten Ereignisse zu rechnen war, bestärkte die von seiner Absicht sich fest überzeugt haltende Miß Ruth, daß er seiner deutschen Geliebten eines schönen Tages den Laufpaß geben werde, wie sie sich spöttisch gegen die übrigen Bediensteten ausdrückte, die ganz mit ihr übereinstimmten, weil sie sie für sehr einflußreich bei Sir Richard hielten und sie daher fürchteten.

Trotz alledem genoß diese einen so schönen biblischen Namen tragende Miß nicht das Vergnügen, irgend etwas zu erleben, das auf die baldige Inzenerzeugung ihres gehässigen Wunsches sich hätte deuten lassen, im Gegenteil, sie hatte den Aerger, daß Sir Richard Lucien am Neujahrsabend einen Besuch machte, sogar mit ihr soupirte und sie reich beschenkte. Das war allerdings unbegreiflich, denn sein Kommissiönär, der Mann mit der Augenbinde und der windschiefen Nase, welcher früher Preisboxer gewesen war, auf dessen herkulische Gestalt Sir Richard oft bedeutende Summen gewettet und gewonnen hatte, bis dann eines Tages dieser gewaltige Schläger seinen Meister fand, der ihm das Auge ausschlug und das Nasenbein fast zertrümmerte, hatte unterm Siegel der Verschwiegenheit Miß Ruth vertraut, daß eine Vermählung Richards mit der jungen reichen hortschiree Dame von Lady Clinton geplant werde und beider Verlobung in baldiger Aussicht stehe.

Lucie ahnte davon nichts. Sie stand auf einem Vulkan, in dessen noch geschlossenem Inneren verderbliche Gewalten so lange unbemerkt gähren, bis sie einen Krater gesprengt haben, der die

unwissend darauf Fußende in seinen Schlund hinabreißt. Wie wäre es möglich gewesen, daß Richard am Neujahrsabend so liebevoll gegen sie hätte sein können, wenn er die Absicht gehabt, sie von sich zu stoßen? Hatte sie auch vorher an seiner Treue gezweifelt, jetzt glaubte sie unerschütterlich, seine Liebe gehöre ihr noch so sicher, wie an jenem Tage, wo sie an seiner Seite den „Simson“ im hamburger Hafen besteigen wollte, um mit ihm zu fliehen.

Wenn auch, da er ihr bis zur Mitte Februar kein Lebenszeichen von sich zuschickte, zuweilen eine Bangigkeit ihr Denken durchzitterte, daß sie nur mit Mühe derselben sich erwehren konnte, so erhob sie sich doch rasch wieder aus diesem Zweifelsdrange, der sie wie eine unheimliche gespenstige Macht überfiel. Selbst gegen Mistrefß Stanhope äußerte sie nichts davon, obwohl sie nicht nur großes Vertrauen auf diese setzte, sondern auch auf deren freundschaftlichen Rat mit Sicherheit sich hätte verlassen können. Im Erlernen der englischen Sprache hatte Lucie bedeutende Fortschritte gemacht. Mistrefß Stanhope ließ sich keine Mühe dabei verdrießen und da ihre Schülerin nur auf den Umgang mit ihr angewiesen war, so lag es in der Natur der Sache, daß Lucie alles, was an ihr lag, aufbot, um ihr den Unterricht nicht schwer zu machen.

Die vor Neujahr durch eisige Nordstürme sich sehr empfindlich machende Kälte hatte im Verlaufe des Januar einer milderen Temperatur Platz gemacht, und dieser Umstand vergönnte Lucien und der Mistrefß oft im Park zu promenieren. Hier waren sie geschützt vor jeder Wettereinwirkung. Das Rauschen des Windes in den hohen Tannen- und Kiefernbäumen, der Schutz dichten Gesträuchs, dessen kahle Ästen sich großartig vor den die gut gehaltenen Wege Begehenden neigten, der Friede in dieser aus Laub- und Nadelholz der verschiedensten Arten bestehenden, wohlgepflegten Waldregion hatte so viel Trauliches, daß Mistrefß Stanhope sich sehr heiter fühlte und Lucien von ihren mannigfachen Reisen, die sie mit ihrem verstorbenen Manne auf dem Festlande gemacht hatte, erzählte. „Dies hier ist nur ein kleines Landhaus,“ sagte sie . . . „aber es gleicht auf's Haar einem Schmuckkästchen, um das man einen Kranz gewunden.

Gewiß, es ist ein recht augengefälliges, architektonisches Bild, das sich in einem freundlichen Naturrahmen präsentiert. Der Park bildet den Hintergrund, der sich immer frisch erhält, weil die der Themse entsteigenden Nebel sich auf ihren Ufern niederlassen und der Baumwelt und den Rasenplätzen Feuchtigkeit spenden, welche sie vor dem Welken bewahrt.“

„Es ist hier sehr einsam, vergessen Sie das nicht, gute Mistrefß,“ entgegnete Lucie. „Sie wohnen am Strand, wie Sie mir sagten . . . es gibt da wohl keine oder doch sehr wenige Gärten, dafür aber ein großes rühriges Leben. Das hat auch einen Wert . . . glauben Sie das nicht?“

„Warum sollte ich es nicht glauben? Ich bin ja davon seit mehreren Jahre lang überzeugt. „Ach, was mir einfällt! Ich lade Sie für die ersten schönen Frühlingstage ein, mich zu besuchen.“ Dabei zog sie ein Notizbuch aus der Kleintasche und überreichte ihr eine goldgedruckte Adresskarte mit der Wohnungsangabe: Milsford lane 6. „Sie finden mich in keinem Prachthotel, Miß Lucie, aber ich bin sehr zufrieden mit meiner Wohnung, sie bietet mir die Aussicht auf die Themse und somit eine unabreißbare Unterhaltung vom frühesten Morgen bis zum Abend.“

Gegen die Stille und Einsamkeit des Landhauses und Parks stellt der Strand allerdings einen so großen Kontrast auf, daß es nicht zu viel behaupten heißt, wenn er den Fremden unbedingt als das bequemste, sicherste und interessanteste Quartier angeraten wird. Im fashionablen Teil der Stadt gelegen, zeigt er das londoner Leben in seiner höchsten Entwicklung der Tätigkeit. Hier ist alles vereint, was der Fremde wünschen kann, die großen Theater sind in der Nähe, in derselben Nähe die Themse, die schönsten Brücken, dann die wichtigsten Stationen der die Themse befahrenden Dampfboote. Und doch hatte das Landhaus mit seinem Park, trotzdem es so weit vom Mittelpunkt der Lebensreize des ungeheuren Londons gelegen, auch seine sehr begünstigte Lage.

(Fortsetzung folgt.)

Iphigenie auf Tauris.

Von Dr. Richard Ernst.

Diejenigen, welche es bestreiten, daß die Menschen aus sehr niedrigen Anfängen zur Höhe der Gesittung und Kultur sich mühselig emporarbeiten mußten, welche sich den Urzustand der Menschheit als eine liebliche Idylle voll Unschuld und Armut vorstellen, gemäß der biblischen Sage, die die ersten Menschen in ein Paradies versetzt, kann man am besten mit dem einen in ein Paradies versetzt, kann man am besten mit dem einen Wort Menschenopfer ad absurdum führen. Menschenopfer! Wen durchrieselt nicht ein Schauder beim Klang dieses Wortes, das den Wahn und die Barbarei der Urzeiten mit schrecklicher Deutlichkeit enthüllt! Wer wird nicht von bleichem Entsetzen erfaßt, der sich im Geiste an jene Kulturstätten und Altäre versetzt, wo blühende Knaben, kräftige Jünglinge und zarte Jungfrauen, die Schläfe mit Blumen und Kränzen umwunden, knieend lagen, um vom Schlachtmesser des kannibalischen Priesters vor einer vertierten Menge, unter dem Getöse einer barbarischen Musik, den Göttern zu Ehren geopfert, d. h. geschlachtet, hierauf verbrannt, zumteil auch verzehrt zu werden! Mütter selbst brachten ihre lallenden Säuglinge herbei, um sie frommen Sinnes in die heißglühenden Arme einer ehernen Bildsäule zu legen und unter schrecklichen Dualen sterben zu sehen.

Wie viele Jahrhunderte mögen dahingegangen sein, bis der Menscheng Geist, aus seinem Stumpfsinn erwachend, auf das Verwerfliche eines solchen Kultus sich besann und erleuchtete Köpfe ihre kräftige Stimme erhoben gegen diese entsetzliche Gottes-

verehrung! Wie viele heiße Kämpfe mochte es gekostet haben, die eingewurzelte Sitte auszurotten oder auch nur zu erschüttern, das Volk, die zäh am Ueberkommenen festhaltenden Massen aufzuklären, die Furcht, die Beseitigung der Menschenopfer möchte die Gottheit erzürnen und nationales wie individuelles Unglück herbeiführen, zu besiegen! Welchen Anfeindungen mögen jene kühnen Neuerer, welche die Beseitigung der Menschenopfer anstrebten, von Seiten der Orthodoxen ihrer Zeit ausgesetzt gewesen sein, in deren Augen sie böshafte Verführer und Umstürzler waren, die auf den Abfall von der Religion der Väter und der alten geheiligten Sitte ausgingen. Wie heftig, wie giftig mag der Fanatismus beschränkter und heuchlerischer Priester diese Reformer befehdel haben! —

Kinder- und Menschenopfer begegnen uns bei allen Völkern des Altertums. Die Götter, von den Menschen nach ihrem Ebenbilde geschaffen und ihnen nur an Macht und Unsterblichkeit überlegen, waren sinnlich, roh, grausam und blutdürstig wie ihre Erzeuger. Die himmlischen Kannibalen waren die Spiegelbilder der Naturmächte und Schicksalsgewalten, die Gutes spenden und Böses verhängen sollten, sich günstig zu stimmen, wußten die Völker hiefür kein besseres Mittel, als blutige Opfer, unter denen Menschenopfer als die vorzüglichsten gelten mußten. Ein finsterner, feindseliger, auf die Sterblichen eifersüchtiger Zug

überwog vorzugsweise in der Göttervorstellung orientalischer Völkerschaften und der asiatische Gottesdienst war es besonders, der die Mütter zwang, ihre Kinder dem Moloch auf die glühenden Erzarme zu legen. Die von der christlichen wie jüdischen Theologie aufgestellte Behauptung, daß mit der Einführung des jehovistischen Monoteismus im israelitischen Volk die Menschenopfer beseitigt wurden, ist ganz und gar unhaltbar und wird durch die Bibel selbst am besten widerlegt. Denn aus dieser ersehen wir, daß nicht bloß in Zeiten der sog. Abgötterei den sog. Gözen Menschen geopfert wurden, sondern daß auch hervorragende Diener Jehovah's ihren Gott mit Menschenopfern ehrten. Selbst der fromme Mustertkönig David, den die unkritische Theologie bis auf die neueste Zeit als einen der produktivsten Lyriker verherrlichte, indem sie ihn als Autor der Psalmen betrachtete, selbst dieser gepriesene Ahnherr des Messias verstand sich willig dazu, sieben Menschen dem Jehovah als Sühnopfer darzubringen. Das 2. Buch Samuelis Kap. 21 berichtet nämlich, daß der König David wegen einer dreijährigen Hungerstnot das Orakel befragte. Dieses antwortete, Jehovah zürne, weil der Vorgänger David's, der König Saul, mehrere Gibeoniter hinrichten ließ. „So sprach nun David zu den Gibeonitern: Was soll ich euch tun und womit soll ich sühnen, daß ihr das Erbteil Jehovah's segnet? Die Gibeoniter sprachen zu ihm: . . . Gebet uns sieben Männer aus seinem (Saul's) Hause, daß wir sie aufhängen dem Jehovah . . . Der König sprach: Ich will sie geben . . . Aber die zweien Söhne Nizpas, der Tochter Nja's, die sie dem Saul geboren hatte, Armoni und Mephiboseth, dazu die fünf Söhne Michal's, der Tochter Saul's, die sie dem Adriel geboren hatte, dem Sohne Barzilais, des Mahalothiters, nahm der König und gab sie in die Hand der Gibeoniter; die hingen sie auf dem Berge vor dem Jehovah.“ Das alles berichtet das Buch Samuelis mit der größten Kaltblütigkeit, ohne irgend ein Wort des Tadel's. Ja es wird noch hinzugefügt: „Also ward Jehovah nach diesem dem Lande wieder versöhnt.“ — Ein weiterer drastischer Beleg dafür, daß bei den Israeliten die Menschenopfer heimisch waren, findet sich im Buch der Richter Kap. 11. Der Held Jephtha hatte bei einem Feldzug das Gelübde getan: „Was zu meiner Haustür heraus mir entgegen geht, wenn ich mit Frieden wiederkomme von den Kindern Ammon, das soll des Jehovah sein und will's zum Brandopfer opfern.“ Er siegte und als er zurückkehrte, kam ihm seine Tochter, sein einziges Kind, entgegen. Der arme Vater hielt sich verpflichtet, sein Wort einzulösen und das arme Mädchen wurde geopfert. „Er tat ihr, wie er gelobt hatte.“ Der Sinn dieser Worte kann nicht zweifelhaft sein, und wenn jüdische und christliche Ausleger dieselben dahin deuten, Jephtha habe seine Tochter zur Nonne gemacht, so kann man über diese tendenziöse Verdrehung nur lächeln. Daß diese Erzählung nach ihrem schlichten Sinn der Theologie höchst unbecquem sein muß, liegt auf der Hand. Mag aber die exegetische Sophistik alle ihre Schleusen aufziehen, ihr Wasser wird den Blutleck der Menschenopfer, der an der Vergangenheit der monoteistischen Religion klebt, so wenig abwaschen können, wie die Blutflecken an den Fingern der Lady Macbeth.

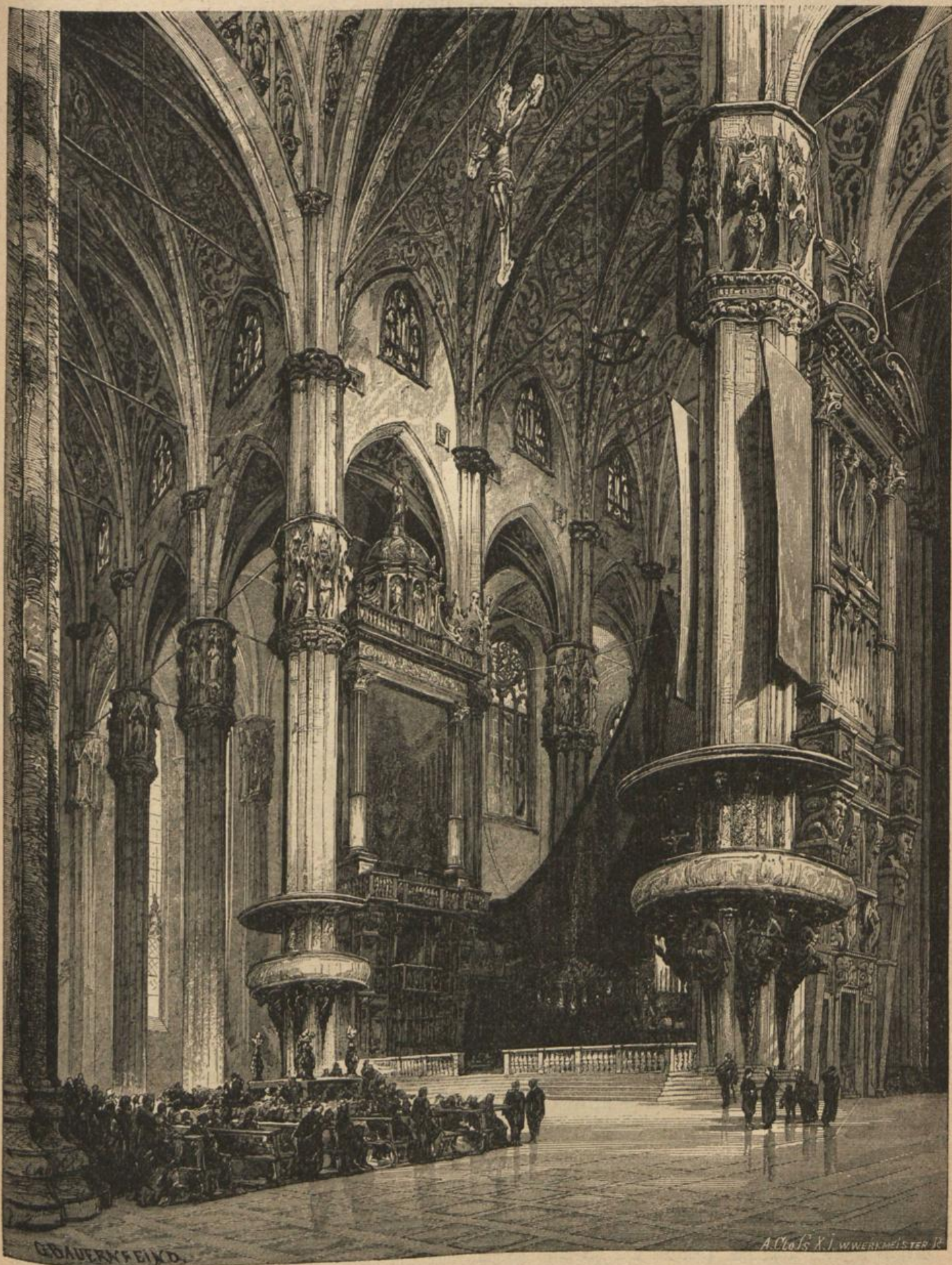
Auch in Griechenland und Rom scheinen Menschenopfer noch vorgekommen zu sein, als eine höhere Kultur längst begonnen hatte, Blüten zu treiben. In dem Mythus von Kronos, der seine eigenen Kinder verzehrt und der mit dem Moloch identisch sein soll, sind die Spuren der Kinderopfer unschwer zu erkennen. Noch Homer läßt den Achilleus zwölf trojanische Jünglinge beim Leichenbegängnis des Patroklos als Totenopfer schlachten und verbrennen. (Ilias XXIII, 175 f., 181 f.) Was Rom anbelangt, so wird z. B. mit Grund vermutet, daß dem Flußgott Tiber zur Sühne für seine Fesselung (durch eine Brücke) jährliche Menschenopfer dargebracht wurden, worauf der Gebrauch hindeutet, daß alljährlich am 15. Mai von den Vestalinnen in Gegenwart der weltlichen und geistlichen Behörden 24 aus Binsen geflochtene Menschenpuppen, Argei genannt, von der

Holzbrücke in den Strom gestürzt wurden. Besonders in drangsalvollen Zeiten nahm der Staat zu dem schrecklichen Mittel seine Zuflucht, durch Menschenblut die Hölle zu besänftigen. So wurden nach der Schlacht bei Cannä ein Gallier und eine Gallierin, ein Grieche und eine Griechin als Stellvertreter der römischen Nation auf dem Kindermarkt lebendig begraben.

Ueber die Gallier berichtet Cäsar: „Das gallische Volk ist durchweg dem Aberglauben sehr ergeben. Wer an einer bedeutenden Krankheit leidet, wer sich in Krieg oder Gefahr befindet, opfert statt der Tiere Menschen, oder gelobt Menschenopfer, zu deren Darbringung sie sich der Druiden als Vermittler bedienen. Man hegt nämlich die Meinung, daß für ein Menschenleben wieder ein Menschenleben gegeben werden müsse, anders lasse sich die Gottheit nicht besänftigen. Auch von Seiten des Staats pflegt man diesen Opfergebrauch. Einige Stämme haben große Gözenbilder aus Weidengestlecht, deren Glieder sie mit lebendigen Menschen anfüllen; diese werden dann angezündet und so die Unglücklichen dem Feuertode geweiht. Besonders angenehm, glaubt man, sei den unsterblichen Göttern die Opferung von solchen Menschen, die sich eines Diebstahls, Straßenraubs oder sonst eines Frevels schuldig gemacht; in Ermangelung solcher Verbrecher schreitet man aber auch zur Ermordung von Unschuldigen.“

Wer in der Naturgeschichte der Mythen und Sagen kein Fremdling ist, der weiß, daß es dreierlei Arten derselben gibt: naive, welche lediglich der schöpferischen Phantasie und ihrem Drang, zu individualisieren und zu fabulieren, ihr Dasein verdanken, philosophische, welche Vorgänge in Natur und Menschenleben zu erklären suchen, und endlich tendenziöse, die in der Absicht auf irgend ein praktisches Ziel erfunden wurden, indem kluge Berechnung durch erdichtete Reden und Tatsachen, die auf Helden der Vorzeit bezogen wurden, edle oder verwerfliche Ziele zu fördern bestrebt war. Zur letzteren Gattung gehören unseres Erachtens zwei bekannte Sagen des Altertums, eine hebräische und eine hellenische und beide verfolgen ein und dasselbe Ziel: die gänzliche Ausrottung der Menschenopfer. Reden wir zuerst von der hebräischen; es ist die Sage der Genesis von der Opferung Isaaks. Jehovah, wird erzählt, befahl dem Abraham, seinen einzigen Sohn Isaak auf dem Berge Moriah zu opfern. Bereitwillig machte sich der Patriarch auf den Weg in Begleitung seines ahnungslosen Sohnes. Schon lag dieser auf dem Altar gebunden, schon hatte der Vater das Schlachtmesser gezückt, „da rief ihm der Engel Jehovah's vom Himmel und sprach: Abraham! Abraham! Er antwortete: Hier bin ich. Er sprach: Lege deine Hand nicht an den Knaben und tue ihm nichts. Denn nun weiß ich, daß du Gott fürchtest, und hast deines einzigen Sohnes nicht verschont um meinetwillen. Da hub Abraham seine Augen auf und sah einen Widder hinter ihm in der Fede mit seinen Hörnern hängen und ging hin und nahm den Widder und opferte ihn zum Brandopfer an seines Sohnes Statt.“ Man ist gewohnt, diese Erzählung als einen Beweis von der seltenen Gottergebenheit Abraham's aufzufassen, indem er Jehovah sein Liebste nicht verweigerte. Aber darin taten es viele sog. Heiden dem Abraham gleich und übertrafen ihn sogar noch. Der hebräische Dichter will jedoch offenbar seiner Zeit, in der wohl der Menschenopferkultus mit dem Kultus der Tieropfer noch im Kampfe lag, den Gedanken plausibel machen, daß Jehovah an Kinderopfern keinen Gefallen habe, und daß er die Bereitwilligkeit für die Tat ansehe. Und darin, daß Abraham einen Widder findet und an seines Sohnes Statt schlachtet, war ein Fingerzeig gegeben, daß die Tieropfer den Menschenopfern zu substituieren seien*).

*) Ähnlich sagt Weiger in seiner Urchrift die Sage auf, desgleichen Fürst in seinem Bibellcommentar.



G. BAUER F. K. D.

A. CLOIS X. I. WUERKMEISTER R.

Im Dom zu Mailand. (Seite 439.)

Eine Charfreitagsfeier am Südabhang der Alpen.

Von Carl Stähler.

„Die Charfreitagsfeier im nahen Mendrisio müßten Sie sich unbedingt mit ansehen, sie werden dann so recht den Unterschied zwischen unserem Volke und Ihren nordischen Landsleuten kennen lernen!“ so sprach ein liebenswürdiger Luganese zu mir, als wir im Restaurant soben die Zeitungslektüre beendet hatten.

Daß der Tag Johannes des Täufers und damit auch seine Enthauptung in der Umgegend von Lugano mit Tanzmusik und mit entsprechender Belustigung gefeiert wurde, war mir hinreichend bekannt, und nicht minder, daß in den italienischen Katedralen gelegentlich des Hochamtes sehr flotte weltliche Musikstücke, mitunter beliebte und pikante Partien aus modernen Operetten, von den Kirchenorgeln und von den dieselben unterstützenden und begleitenden Orchestern herabtönen; daß aber auch der Charfreitag die Gestalt eines Volksfestes annehmen und neben verschiedenen Andachtsübungen auch Prunk und Glanz, Zerstreuung und Belustigung für tausende bieten könne, war mir durch etwas Neues.

Wohl hatte ich früher einmal in Mendrisio, in diesem südsüdlich gelegenen Städtchen der Schweiz, Gelegenheit gehabt, während flüchtigen Aufenthalts ein wenig von der Charfreitagillumination wahrzunehmen. Dabei hatte ich auch gesehen, daß in der romantisch gelegenen Kirche beim dortigen Kantonspitale die Andächtigen hinaus- und hineineilten, drinnen beteten und die Wundmale des ausgestellten Leichnames Christi küßten, dann aber wieder bei dem dicht an der Kirchentür im Betrieb befindlichen und stark in Anspruch genommenen Karussell verweilten, um sich dort entweder passiv an den zweifelhaften Klängen der Drehorgel zu ergötzen oder um an dem Vergnügen des Herumschwebens auf hölzernen Pferdchen und in engen Kästen sich zu beteiligen.

Das hatte einen sonderbaren Eindruck auf mich hervor gebracht, und als ich wieder in diese Gegend zurückkehrte, stand mein Voratz fest, am nächsten Charfreitage die Feier desselben im Städtchen Mendrisio mitanzusehen.

Der Frühling hatte sich endlich wieder eingestellt und lockte mit seinen milden, lauen Lüften auf's neue eine farbenprächtige Vegetation hervor.

Die Charwoche und mit ihr der Charfreitag war herangekommen und „auf nach Mendrisio!“ dachte ich, als ich zum hochgelegenen, einer fürstlichen Villa gleichendem Bahnhofe von Lugano emporstieg. Bald hatte ich in einem der Waggons ein Plätzchen gefunden, das reiche und verhältnismäßig unbehinderte Aussicht gewährte, und fuhr nun auf diesem südlichsten Teile der Gotthardbahn dem Städtchen Mendrisio zu.

Seit länger denn einem halben Jahrzehnt ist der Betrieb dieser Verkehrroute eröffnet, und jedenfalls zählt dieser Teil der außerordentlich wichtigen Bahnlinie zu den interessantesten, schönsten und romantischsten derselben.

Der von Lugano nach Mendrisio führende Schienenweg bietet eine überraschend vielseitige Fülle großartiger Landschaftsbilder, die zumteil den Anblick ausgedehnter Seeflächen, wildzerklüfteter Fels- und Bergkolosse, sowie auch anmutigerer Hügelgelände, von imposanten Gebirgsmassen überragt, aufweisen.

Vom Bahnhofe bei Lugano eilte der Zug abwärts über eine kühn geschwungene Brücke hinweg und über den Abhängen entlang zum Monte San Salvatore. Ein greller Pfiff der Lokomotive weckte hier das Echo der Berge, und gleich darauf raffelte die kurze Waggonreihe in einen kühlen, dunklen Felstunnel hinab, um am jenseitigen Ende desselben, nur wenig über dem Seespiegel, auf dem glatten Eisenpfade rastlos weiter zu eilen.

Westlich, zeigte sich die gigantische, drohende Felsenwand des Monte S. Salvatore; östlich breitete sich der von steilen, hohen Gebirgsumfängen umsäumte Spiegel des Luganer Sees aus, und jenseits desselben zeigte sich, dicht am Ufer des Sees gelegen und von malerischen Bergzügen umrahmt und überragt, das uralte Dorf Campione.

Schon vor einem Jahrtausend schenkte ein deutscher Kaiser (Ludwig II., 855—875) dieses Dörfchen dem Kloster S. Ambrosio zu Mailand; und dieses Abhängigkeitsverhältnis erhielt sich bis auf die heutige Zeit und bedingte in der Gegenwart eine recht sonderbare Ausnahmstellung der Ortschaft. Sie bildet mit ihrer unmittelbaren Umgebung ein Stück des Königreichs Italien, ist von eidgenössischem Gebiete umgeben und erfreut sich daher diverser Einrichtungen, die durch ihre Eigenschaft als Enklave bedingt werden.

Berühmt ist das Dorf seit einem halben Jahrtausend als Künstlerheimat. Das erste der berühmten Skalignermonumente in Verona (1374 errichtet), sowie die frühesten Skulpturen am mailänder Dome wurden von den „Campionesi“ geschaffen, die noch in der klassischen Kunstperiode Italiens als bewährte und tüchtige Kräfte hochgeschätzt wurden. Bald entschwindet das Dörflein den Blicken, und der Zug hält für die Dauer weniger Minuten in dem auf einer Halbinsel gelegenen Dörfchen Melide. Auch dieses ist als Künstlerheimat bekannt. Domenico Fontana, der berühmte Architekt Sixtus V., der den Obelisk auf dem Petersplatz zu Rom aufrichtete sowie die weltberühmte Kuppel der Peterskirche fertig stellte, wurde hier mit anderen, später ebenfalls berühmt gewordenen Baukünstlern geboren. Es waren Bauernknaben, die mit geringen Mitteln und schwachen Vorkenntnissen von dem unansehnlichen Dörfchen schieden und dann in glänzenden Residenzen als Künstler hervorragten.

Weiter eilt der Zug; ein schmaler Bahndamm mit mehreren Brücken und Durchlässen durchschneidet den See, und über diese interessante Terrainpartie stürmt die Waggonreihe zum gegenüberliegenden Ufer. Gewaltige, kühngeformte Fels- und Bergmassen umsäumen auch hier die Seeflächen, die das Tal ausfüllen und nur an den Abhängen einigen romantisch gelegenen Ortschaften Raum gönnen.

Dann verläßt der Bahndamm den Luganer See und führt, nachdem mehrere Tunnel passiert sind, von neuem in eine Talgegend hinaus, in der sich östlich, auf Hügeln malerisch errichtet und im Hintergrunde vom Monte Generoso überragt, das Städtchen Mendrisio erhebt.

Vom Bahnhofe geht es bergauf zum Städtchen, dem aus Gebirg und Tal zahlreiche Scharen festlich gepuzter Landleute zueilen.

Der Lärm, den die schwazenden, plaudernden und lachenden Massen verursachten, war nicht gering; von einer ernsten, ergreifenden Feier konnte hier keine Rede sein, der „venerdì santo“ (heiliger Freitag) war hier zum Volksfest gleich irgend einem Jahrmarkt und Schützenfeste geworden, und seine eigentliche Bedeutung schien selbst den Geistlichen, die man hie und da erblickte, total gleichgültig zu sein.

In ihren eigentümlichen Kostümen waren die Diener der Kirche leicht von den anderen zu unterscheiden. Die schwarzen, dreieckigen Hüte mit den aufwärts gebogenen Krämpfen, die Kniehosen und langen Strümpfe, die Schnallenschuhe u. u. erinnerten an das Zeitalter des siebenjährigen Krieges.

Die Herren hatten es für gut befunden, ihre Schäflein heute am Charfreitag nach Mendrisio zu begleiten und väterlich zu überwachen. Ist doch Mendrisio, das neben anderen nützlichen Instituten auch eine ziemlich leistungsfähige Bierbrauerei besitzt, in der ganzen Gegend als Sitz des radikalsten und gottlosesten Liberalismus trotz seiner demonstrativen Charfreitagsfeier verufen.

Das Talent, schon mit wenigen künstlichen Hilfsmitteln Außerordentliches in dekorativer Beziehung zu leisten, ist den Italienern eigen. Bei Nachtfesten und Illuminationen, wo es gilt künstliche und überraschende Farbeffekte hervorzubringen, gelangt diese Befähigung in der Regel zur vollen Geltung.



Der römische Hirtentnabe. (Seite 439.)

Auch die Ladenbesitzer hatten unter Aufgebot allen Raffinements ihre Verkaufslotterien auffällig dekoriert und geschmückt.

Die zahlreichen Schweinemezger, die hier als Salamifabrikanten residieren, hatten ihre Läden mit Speckseiten und Würsten eigenartig geziert, hie und da befand sich wohl auch inmitten derartiger Delikatessen im Schaufenster ein Miniaturaquarium ausgestellt, dessen stumme Bewohner im feuchten Elemente tief-sinnige Betrachtungen über Kerzenschimmer, Blumenstör und ähnlichen reichlich vorhandenen Kram anstellen konnten. Daß die anderen Ladenbesitzer den Herren Schweinemezgern im Arrangement nicht nachstanden, dieselben eher noch zu übertrumpfen suchten, lag in der Natur der Sache und bewies hinreichend, welchen Wert die „radikalen“ Geschäftsinhaber Mendrisio's auf einen gutbesuchten „venerdi santo“ legen.

Je mehr die Abenddämmerung des Frühlingstages mit ihren feuchten, die Falschiederung verschleiernden Dunstmassen nahte, desto dichter stauten sich die Massen in dem Hauptstraßenzuge des Städtchens, um auf dieser eine bedeutende Ausdehnung aufweisenden Strecke Aufstellung zu nehmen.

Die städtische Musik, nach lokaler Sitte in auffällige prachtvolle Phantasiuniformen gekleidet, eilte zu ihrem Sammelplatze. Die ebenfalls uniformierten Musikchöre anderer Orte marschirten unter munteren, lebhaften Klängen in Mendrisio ein, und mehr und mehr bot sich jetzt dem Beschauer ein stimmungsvolles Festbild, das an alles, nur nicht an die Feier eines Charfreitags erinnerte.

Kinder in Engelskostümen, deren Flügel ebenso vergoldet waren, wie die auf den frisirten Häuptern angebrachten, aus Pappendekeln angefertigten Kaiser- und Königskronen, wurden zuweilen durch die drängenden Menschenmassen hindurch getragen, um sicher auf dem Sammelplatze des Festzuges anzugelangen.

Mein luganesischer Bekannter hatte vollständig recht, einen schärferen Gegensatz zwischen Süd und Nord hatte ich bis dahin noch nicht wahrgenommen; diese Charfreitagsfeier war äußerst originell. Der Charfreitag im Norden der Alpen mit seiner tiefen Stille und Ruhe, mit seiner nüchternen, poesielosen Enthaltensart, stand unbedingt in schroffem Kontrast dem buntbewegten Lärmen und geräuschvollen Treiben im festlich geschmückten Mendrisio gegenüber.

Das nahe Como hat alljährlich am Gründonnerstag ein ähnliches Fest, selbstverständlich in einer dem größeren Umfange der Stadt entsprechend erweiterten Form. Mag nun immerhin in Como mehr zu sehen sein, Besseres zeigt sich doch keineswegs als in Mendrisio, denn die Bewohner des letzterwähnten Städtchens sparen bei dieser Gelegenheit keine Kosten, um den Cittadini's (Stadtleuten) von Como nicht nachzustehen.

Die Dunkelheit war endlich soweit vorgerückt, daß die Illumination beginnen und ihre Reize entfalten konnte.

Transparents, deren regelgemäße Konturen und elegantmaßvolles Colorit genügend bewies, daß sie aus größeren leistungsfähigen Industriestablisements hervorgegangen, schmückten in den mannigfachen Formen die Fronten der Gebäude oder überröhlten die Straßen.

War an einer Gebädefront in meisterhafter Ausführung der unter der Last des Kreuzes niedersinkende Christus auf riesigem Transparente zu erblicken, so prangten wenige Häuser entfernt und in bedeutender Höhe die Straßen überröhlend, Triumphbogen, die ebenfalls aus durchscheinenden Gemäldeteilen zusammengesetzt und dem entsprechend von innen erleuchtet waren.

Vom künstlich nachgeahmten, ebenfalls transparent erleuchteten Blumenstöß, bis zum einfachen, am Drahtgehänge luftig schaukelnden Illuminationsballon, zeigten sich alle erdenklichen Illuminations- und Dekorationsstücke, die alljährlich verbessert, vermehrt und ergänzt, endlich in ihrer Gesamtvereinigung wirklich einen überraschenden Anblick gewähren.

Daß gelegentlich dieser eigentümlichen Feier des Charfreitags alle Restaurants und Cafés überfüllt waren, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Viele, die kurz vorher bei den ausgestellten Leichnamen Christi in den diversen Kirchen Mendrisios ihre Andacht verrichtet hatten, saßen nun hinterm Wirtshausstisch und

hörten heiter und wohlgenut den Scherzen und Wizeleien zu, die hie und da ein Spasmacher zum besten gab.

Es mochte 8 1/2 Uhr sein, als der Festzug begann und alles auf die Straßen hinauslockte. Drei eidgenössische Kavalleristen, die in voller Gala, d. h. in ihrer schwerfälligen Ausrüstung mit gezogenen Säbeln voranritten, eröffneten den feierlichen Aufzug.

Dann folgten riesige schweizerische Banner, und nun der eigentliche Festzug, in dem vier Musikchöre mit ihren Leistungen sich bemerkbar machten. Die zahlreichen Fackel-, Ballon-, Kerzen- und Flambeausträger, zwischen deren langen Reihen die Standarten- und Totivafelsträger marschirten, machten in ihren auffälligen, hellroten, weißen und auch lichtgrünen Kostümen einen eigentümlichen Eindruck. Dazwischen trippelten die zarten Kindergestalten mit vergoldeten Königskronen und Kaiserkrönen auf den kleinen Häuptern, oder wohl auch mit prächtigen Blumenkränzen geschmückt. Daß die Kleinen nicht bloß prächtig kostümiert und mit vergoldeten Engelsflügeln ausgestattet waren, sondern auch sorgfältig arrangierte Frisuren aufzuweisen hatten, bewies, daß der jugendliche Nachwuchs der angesehensten Familien des Städtchens und der Umgebung den Zug mitmachte, und auf diese Weise schon frühzeitig für öffentliches, teatralisches Schaugepränge herangebildet und begeistert wurde.

Der Leichnam Christi, in Naturgröße nachgebildet, wurde unter einem Baldachine auf prächtigem Katafalk getragen; eine größere Anzahl kerzentragender Geistlicher umgab diese wirkungsvolle, von der Volksmenge jedoch wenig beachtete Figur. Da diese Herren ihre langen, schwarzen Chorröcke angelegt hatten, machte diese Partie des Zuges einen düsteren, hier jedenfalls nicht erwünschten Eindruck.

Mehr Effekt machte eine jugendliche Engelschar, die in ihrem bunten, farbenreichen Aufzuge das Leichentuch des Gekreuzigten umgab und etwas Abwechslung in die Marschordnung dieses sonst feierlich daherschreitenden, mächtigen Festzuges brachte.

Ein umfangreiches, wagerecht getragenes Kreuz war ebenfalls von einer ähnlich aufgeputzten Kinderschar umgeben, und gewährte inmitten der drängenden, sich recht eifrig geberdenden Gruppe einen recht sonderbaren Anblick.

Glockengeläute, Trompetengeschmetter und dazwischen hie und da das Beifallsgemurmel, oder auch das lautere Gespräch in den Reihen der Volksmassen, begleiteten diesen teatralischen Aufzug. Unbedingt gewann man beim Anblick all' des bunten Gewirrs die Ueberzeugung, daß das Arrangement dieser Charfreitagsfeier vorher sorgfältig einstudiert und mit Beobachtung der lokalen und nationalen Sitten und Schwächen dem Volkscharakter angepaßt worden war.

Im Zuge marschirte eine kostümierte Person, die eine Marter säule trug und, wo sie erschien, Gelächter erregte! — Es war der letzte Rest einer in früheren Jahren in größerem Umfange und in deutlicherer Weise gegebenen drastischen Zugszene. — Wo die gaffende Menge den gemarterten Säulenträger erblickte, erlaubte sie sich einen Heiterkeitsausbruch, der jedenfalls durchaus nicht von den Arrangements und Leitern des Zugs beabsichtigt wurde. Diese mit Berechnung tragisch sich darstellende Leidensfigur suchte durch die Mimik und Körpergeberden des Betroffenen den Ausdruck des Schmerzes, der Erschöpfung und der Verzweiflung zur Geltung zu bringen; das reizte hier zum Gelächter und mußte daher selbst auf den vorurteilslosen Beobachter im höchsten Grade widerwärtig und abstoßend einwirken.

Das Gelächter verschwand eben so schnell, als es erregt wurde, und gleich darauf herrschte wieder ernste, feierliche Stimmung. Dem letzten Musikchore des Festzuges folgte nämlich, unter Voranschreiten zahlreicher, höherer Geistlicher, eine stattliche, reich kostümierte Madonnenstatue auf prächtigem Tronssessel unter umfangreichem Baldachine.

Die Juwelen der Madonna funkelten und glitzerten unter den Lichtstrahlen zahlreicher Kerzenflammen, schwachbewegt flatterte im leise rauschenden Abendwind dicht hinter dem Baldachine der Madonnastatue eine riesige Trauerfahne, und alles Volk sank nun in die Knie, um während des Passirens dieser Zuggruppe zu beten.

Der schnelle, fast unvermittelte Uebergang von der allgemeinen Heiterkeit zur plötzlichen Massenandacht dokumentierte deutlich die Schnelligkeit und Elastizität der Sinnesindrücke und Gemütsbewegungen, die hier hervorgerufen und durch äußerlichen Aufwand unterhalten wurden.

Die Vorliebe der Bevölkerung für Schaugepränge und täuschende Scheinwirkung war hier in raffiniertester Weise in's Spiel gezogen worden und begünstigte auch die Wirkung dieses Schluffeffektes erheblich.

Ältere Herren in elegantester Salontoilette schritten entblößten Hauptes, wie überhaupt auch alle anderen am Festzuge als Fußgänger sich beteiligenden Laien, hinter der Madonnenstatue einher und schlossen, von zwei schmucken, eidgenössischen Dragonern gefolgt, den Festzug.

Nach längerer Pause bewegte sich diese festliche Prozession, in derselben Ordnung wie zuvor, zu dem ursprünglichen Sammelplatz zurück.

Beim Rückwege versagten freilich manchem müd' gewordenen Englein die vier- oder fünfjährigen Beinchen den Dienst, dann nahmen gutmütige Kerzen- oder Fackelträger die Himmelstindlein in echt menschlicher Teilnahme auf den Arm.

Den Schluß bildete selbstverständlich Gedräng und Massengewoge; die Restaurants und Cafe's füllten sich wieder im Nu, die Stadtmusik marschirte unter den Klängen eines lebhaften, beliebten Marsches in ihr Versammlungs- und Uebungslokal zurück, und in den Restaurants begann nun hie und da ein

Guitarren- und Ziehharmonikakonzert, dessen bedenkliche Qualität keineswegs durch die Gesangsbegleitung der Zechenden erhöht wurde.

Am Hauptplatze hatte ich im „Engel“ ein Zimmer für die Nacht gemietet, da kein Zug mehr nach Lugano zurückführte. Vor Mitternacht bot sich keine Möglichkeit zum Schlummern, denn unten im Restaurant wurde bei geöffneten Fenstern nach Herzenslust musiziert und gesungen.

Arien und Operettenpartien der lustigsten Art tönten in Ermanglung kerniger und gediegener Volkslieder, wie sie das deutsche Volk zum Glück besitzt, in die stille Nachtluft hinaus, und die Herren Polizeidiener, die unten vor dem Hause Platz genommen, erfreuten sich an den lärmenden Leistungen, summten auch wohl in vergnügter Laune mit, wenn ihnen ein Stück besonders behagte.

Das war die Schlufffeier des „venerdi santo“ im Städtchen Mendrisio, und am anderen Tage belehrte mich mein Bekannter in Lugano zum tausendstenmale: „daß wir im Norden Barbaren seien, daß die Religion im Norden ebenso wie die politische Anschauungsweise aller poetischen und volkstümlichen Reize entbehre, und daß nordwärts der Alpen in jeder Beziehung die kaltblütigere Gemütsbeschaffenheit die Pflege des Sinnlichen behindere u. c.“

Da über Geschmacksverirrungen und Vorurteil nicht leicht zu disputiren ist, zuckte ich schweigend die Achseln, und der Gute war felsenfest überzeugt, daß diese Charfreitagsfeier einen überwältigenden Eindruck auf mich hervorgebracht hätte.

Im Kampf wider alle.

Roman von Ferdinand Stiller.

(33. Fortsetzung.)

Wenig über zwei Stunden, nachdem Franz Stein den Rechtsanwalt Born verlassen hatte, finden wir ihn auf der Station Buchenfels, wo er soeben mit dem Schnellzug von der Provinzialhauptstadt her angekommen ist.

Im „Weißen Adler“ hatte ihn der über alle Maßen eifrige Schuldiener auch diesmal wieder erwartet. Seine Bemühungen waren vom besten Erfolg gekrönt worden. Der Muhme Wäscherin war es leicht gewesen, aus den Dienstmädchen des Konsistorialrats herauszubringen, was diese von dem Aufenthalt des Fräulein Häppler wußten. Und das genügte vollauf. Der Postbote habe Briefschaften für die Lehrerin Fräulein Häppler beim Konsistorialrat abgegeben und auf die Frage, weshalb er das tue, geantwortet, es sei bei der Post ein von dem Fräulein unterzeichnetes Schreiben eingegangen, wonach alle an sie adressirten Sendungen vor der Hand an den Herrn Konsistorialrat zur Weiterbeförderung abgegeben werden sollten. Regelmäßig nun, wenn solche Briefschaften angekommen seien, habe der Konsistorialrat einen großen Brief an die Frau Baronin von Greifenstein auf Greifenstein an der Eller abgesandt, worin sich jedenfalls das für das Fräulein Häppler befindliche Schreiben befunden hätte. Außerdem hatte eines der Dienstmädchen gelegentlich eines Besuches der Frau Direktor Krause erhorcht, daß diese gemeint, es wäre sehr gut, wenn das arme Kind, die Häppler, noch ein par Wochen auf Greifenstein bleiben könne. Die Schönheit und der Friede der Gebirgsgegend, hatte die alte Dame gemeint, im Verein mit der Liebenswürdigkeit der Baronin würde sehr bald dafür sorgen, daß die vom Schicksal so schwer Heimgesuchte sich wieder aufrichte und das, was ihr ein böser, gottverlassener Mensch angetan habe, vergesse. Dann würde alles gut werden und sie werde glücklich sein, einem so braven Menschen, wie dem Herrn Kandidaten, die Hand reichen zu können.

So berichtete glückstrahlend der Schuldiener. Die hundert Taler Belohnung stimmerten und funkelten ihm vor den Augen, er war fast schon vor Begierde und Freude ein wenig konfus geworden. Wenigstens hatte er in seinen dienstlichen Berichtigungen während der letzten Stunde eine Geistesverwirrung und Zerstreutheit merken lassen, daß die Frau Direktor Krause ernst-

lich für seinen Gesundheitszustand zu fürchten begonnen und ihm für heute zur Schonung von freien Stücken Urlaub erteilt hatte.

Franz Stein drückte dem Manne warm die Hand und sagte: „Sie haben getan, was ich von Ihnen gewünscht. Ich werde mich sofort überzeugen, ob Fräulein Häppler auf Schloß Greifenstein sich befindet. Spätestens übermorgen früh bringt Ihnen dann der Briefträger einen Geldbrief mit den hundert Talern Belohnung, welche Sie sich verdient haben.“

Der arme Teufel konnte vor Aufregung garnicht reden. Er machte nur eine Verbeugung nach der andern und eine immer tiefer als die andre. Am liebsten hätte er Franz Stein beide Hände geküßt, wenn dieser es ihm nicht mit aller Gewalt verwehrt hätte.

Kaum war Franz Stein den Uebergelücklichen losgeworden, so trat David in das Hotel. Er war in seinem Cabriolet vorgefahren, hatte, da er seinen Diener bereits vom Restaurant aus, in dem er das Rencontre mit Frank vom Zaune gebrochen, zu Fuß nachhause geschickt, einem vor dem Hotel stehenden Dienstmann das Pferd zum Halten gegeben und war in das zu dieser Zeit meist ganz leere Speisezimmer eingetreten, wo sich Franz Stein eben in der einen Ecke niedergelassen hatte, um endlich ein wenig Speise zu sich zu nehmen.

Hätte Stein nicht bereits durch den Schuldiener den vermutlichen Aufenthaltsort seines Mädchens erfahren, so würde ihn das, was ihm David mitteilte, wenig oder vielmehr garnicht befriedigt haben. Morgen Vormittag, sagte dieser, würde alles in Ordnung sein; Guido von Frank würde in der einen oder der andern Weise Satisfaction gegeben haben und der Student Häppler bereit sein, Franz Stein wieder seine Braut zuzuführen. Nähere Aufklärung heute schon zu geben, dazu sei er, David, nicht geneigt, er bäte, Stein möchte sie ihm erlassen, es handle sich um eine kleine Ueberraschung.

Franz Stein konnte durchaus nicht begreifen, was David meine und beabsichtige. Aber da es ihn drängte, sich die gewonnene Auskunft über seiner Frieda Verbleib nutzbar zu machen, und da es ihm nicht schien, als wenn er von David, der ihm noch nie so sonderbar vorgekommen war, als jetzt, obgleich er

sich im Grunde nicht anders gab als gewöhnlich, sonderlich viel Förderbares für seine Zwecke erfahren könnte, so bemühte er sich nicht weiter, etwas Verständliches aus ihm herauszubringen. In größter Eile beendete er seine kaum der Mühe des Essens werthe Mahlzeit. Er müsse sofort abreisen, sagte er David, nachdem er ihm für seine mit höchst zweifelhaftem Erfolge gelohnten Bemühungen gedankt hatte. Er habe ein Geschäft in Buchenfels und dann fahre er sogleich nach Greifenstein weiter, wo er seine Braut zu finden hoffe und sich mindestens bis Mittag aufhalten werde. David hatte dagegen nichts einzuwenden und hielt ihn nicht auf.

„Sie werden schon morgen früh in Greifenstein von mir Nachricht finden,“ rief er ihm noch nach, als sie sich schon getrennt hatten. „Wenn Sie Ihrer Braut meinen Brief vorlesen, so werden Sie damit alle zwischen ihnen beiden stehenden Hindernisse heben. Leben Sie wohl, Stein, und seien Sie glücklich.“

Franz Stein hörte, was David sagte, und es klang ihm wärmer, als sonst der Spötter und Weltverächter zu reden pflegte. Aber er war so von seinen Gedanken und dem, was er vorhatte, erfüllt, daß er nicht weiter darauf achtete und nur den Abschiedsgruß freundschaftlichst erwiderte.

Als er nun in Buchenfels angelangt war, erkundigte er sich bei dem Bahnhofsportier nach der Wohnung des Schuhmacher Schwarz.

Den kannte jedes Kind im Kreise und jedes Kind wußte, wo er wohnte.

Der Portier beschrieb ihm das vom Bahnhof nicht weit entfernte Häuschen, in dem der politische Schuhmacher sein Heim aufgeschlagen hatte.

Der Reichstagskandidat Schwarz saß auf einem Schusterschemel und besohlte ein Paar Stiefeln. Nur die Abende und einen großen Teil seiner Nächte konnte er dem politischen Kampfe widmen; am Tage mußte er arbeiten, sollte der Hunger nicht bei ihm Einkehr halten.

Als Franz Stein grüßend eintrat, dankte er, erhob sich aber nicht von seinem Plaze.

„Was steht Ihnen zu Diensten?“ fragte er nur.

„Ich bin der Fabrikant Stein und komme, die unter Ihrem Einflusse stehenden Arbeiter meiner Fabrik durch Sie auf eine ihrer Existenz drohende Gefahr aufmerksam zu machen.“

Der Schuhmacher sah mit etwas spöttischem Gesichtsausdruck zu seinem Besuche auf.

„Wirklich — na, das ist ja sehr freundlich von Ihnen, Herr Fabrikant.“ Und an seinen Lehrling, der neugierig zuhörte, gewendet, fügte er hinzu: „Bring dem Herrn einen Stuhl und dann trage sofort hier die Stiefel fort. Du weißt schon wohin — eine Mark zwanzig kostet die Reparatur, — aber geschwind sag' ich dir.“

Der Bursche tat, wie ihm befohlen, und ging zögernd hinaus.

„So, nun steh' ich ganz, wie Sie wünschen, Herr Stein, Red' und Antwort,“ nahm Schwarz sogleich wieder das Gespräch auf. „Die Gefahr besteht darin, daß Sie alle die streikenden Arbeiter nie mehr in Brot und Lohn aufnehmen wollen, wenn sie nicht sofort zu den von Ihnen, dem Fabrikherrn, gestellten Bedingungen die Arbeit aufnehmen wollen. Ist's nicht so?“

Stein sah dem Schuhmacher ohne das geringste Zeichen von Aufregung oder Aerger ins Gesicht.

„Keineswegs,“ antwortete er. „Ich denke umsoweniger an eine in die Zukunft hineinreichende Drohung, als ich schon in allernächster Zeit, gleichviel wie sich meine Geschäftsangelegenheiten entwickeln mögen, aufgehört haben werde, Fabrikant zu sein. Ich will Ihnen nur — völlig ohne Hehl — den Sachverhalt darlegen, und dann mögen Sie ganz selbständig und ohne jede Rücksicht auf mich daraus folgern, was für Sie und die Arbeiter, deren Interesse Sie zu dem Ihrigen gemacht, zu tun am ratsamsten ist. Also, die Dinge stehen so: Ich habe Lieferungsverträge geschlossen, die einzuhalten mir die Arbeitseinstellung unmöglich macht und infolge welcher ich beträchtliche Geldsummen als Konventionalstrafen einbüßen werde. Außerdem sind mir in den letzten Tagen fast alle meine Geschäfts-

verbindungen mit sammt dem heutzutage für jedes große Geschäft unentbehrlichen Kredit gekündigt worden, zumteil, weil man die fatale Situation, in die mich die Uneinigkeit mit meinen Arbeitern gebracht hat, kennt und deswegen die Existenz meines Etablissements für gefährdet hält, hauptsächlich aber deshalb, weil man meint, meine Stellung außerhalb aller politischen Parteien in unsrer politisch so leidenschaftlich erregten Zeit könne nur bedingt sein von einer entschiedenen, wenn auch geheim gehaltenen Feindseligkeit gegen die bestehende Ordnung. Alle die sogenannten staatserkhaltenden Parteien betrachten und behandeln mich als ihren Feind und die Ihre, Herr Schwarz, tut es gleichfalls und hat damit genau so recht, als die andern. Politische Meinungsverschiedenheit zur Ursache geschäftlicher Schädigung und gesellschaftlichen Zwiespalts zu machen halte ich nun zwar für unrecht und sogar unsittlich. Auch die von politischer Parteileidenschaft ergriffenen sollten nie vergessen, daß wir uns alle doch zuerst und zumeist als Menschen erweisen sollten, und als solche von der Kulturentwicklung die hohe Aufgabe zugeweiht erhalten haben, die Brutalität des Kampfes aller gegen alle allgemach zu überwinden, statt ihr sich ganz hinzugeben und durch sie alle Lebensverhältnisse verbittern und vergiften zu lassen. Aber die Tierheit des Geistes, das Erbstück der Menschen von ihren auch körperlich von den übrigen Bierfüßlern nur unwesentlich unterschiedenen Urahnen, ist noch viel zu mächtig, um solche Anschauung irgendwo in der Menge zur Geltung kommen zu lassen, sie überwuchert und überdeckt in allen Schichten der Gesellschaft heutzutage noch die wahrhaft humanen Regungen bei weitem, — der Kampf ist und bleibt vielleicht noch sehr lange der Lebensinhalt wie der Pflanzen in Wald und Feld und der Bestien in der Wüste, so selbst der Menschen in unsern Hauptkulturstätten. Ich hätte diese Einsicht theoretisch schon gewonnen haben können, ehe ich mich selbst mitten in das Gewühl des Geschäftslebens hinein begab. Aber ich wollte mich durch eigene Erfahrung überzeugen, und das habe ich erreicht. Der Schaden, den ich dabei erleide, schmerzt mich nicht; er gewährt mir die moralische Berechtigung, mich fortan auf mich selbst, meine Lieblingsneigungen und Studien zurückzuziehen. Ich verkaufe also mein Etablissement um jeden Preis. Einen Käufer habe ich bereits gefunden und diesem wird es nicht schwer werden, mit denen, welchen ich geschäftlich verpflichtet bin, sich zu arrangiren. Mein Nachfolger wird also voraussichtlich vorderhand unter günstigeren Bedingungen fabriziren können, als ich es vermöchte. Er wird die bisher innegehaltenen Löhne weiter zahlen können, wenn von allen Arbeitern unverzüglich die Arbeit wieder aufgenommen wird. Wenigstens würde ich dann die Aufrechterhaltung der alten Löhne für eine gewisse Zeit zu einer der Verkaufsbedingungen zu machen imstande und geneigt sein. Wenn morgen früh die bisherigen Arbeiter meiner Fabrik wieder zu arbeiten beginnen mit dem alten Eifer, den ich gerne anerkenne, so werden sie mich zu ihrem treuen Bundesgenossen haben bis die Verkaufsangelegenheit geordnet ist, wenn nicht, werde ich ohne alle Rücksicht auf sie abschließen — —“

Der Schuhmacher Schwarz hatte mit größter Aufmerksamkeit zugehört und mehreremale hatte sein sprechendes, scharf markirtes Gesicht den Ausdruck lebhaften Interesses an dem, was er hörte, angenommen. Die Worte Steins hatten auf den scharfsinnigen und weltkundigen Arbeiter den Eindruck größter Aufrichtigkeit gemacht, dennoch vermochte er schließlich das tief eingewurzelte Mißtrauen nicht ganz zu besiegen, welches ihn allen den sogenannten vornehmen und reichen Leuten gegenüber stets besaß.

„Nun ja,“ sagte er, als Stein schwieg; „der Verkaufswert der Fabrik würde ja auch höher sein, wenn sie vollständig im Gange wäre, viel höher.“

Ueber Steins Gesicht glitt ein Lächeln der Geringschätzung, vielleicht nicht der Geringschätzung dieses einen, sondern der Menschen überhaupt.

„Glauben Sie, daß ich für mein Etablissement, das heute noch ein Uebergewicht der Aktiva über die Passiva von mehreren hunderttausend Mark buchmäßig aufweisen kann, 50 000 Mark

erhalten kann, auch wenn die Arbeit augenblicklich total darniederliegt?"

"50 000 Mark — das glaube ich freilich!" erwiderte der Schuhmacher langsam. "Aber Sie werden sich doch hüten, es so zu verschleudern."

"Ich werde für mich unter keinen Umständen mehr dafür nehmen. Begreifen Sie, daß es angesichts dieses unerschütterlichen Entschlusses für mich persönlich vollständig gleichgültig ist, ob die Arbeit wieder aufgenommen wird oder nicht?"

Der Schuhmacher schwieg eine ganze Weile und schüttelte nur mehreremale verwundert und bedenklich den Kopf.

Dann begann er endlich — und es klang beinahe etwas schüchtern:

"Ja wenn man Garantien hätte, daß sich alles wirklich so verhält —"

"Wenn Ihnen das, was Sie von mir gehört haben, als Garantie nicht genügt, Herr Schwarz, so können Sie die Sache auf sich beruhen lassen."

Im Dom zu Mailand. Unser Bild auf Seite 433 zeigt uns einen Teil des Innern vom mailänder Dom, dem berühmtesten Werke gotischer Architektur in Italien und dem kostbarsten und prachtvollsten dieser Bauweise überhaupt. Wir haben schon früher darauf hingewiesen, wie in Italien die Gotik, so viele Versuche man auch machte, sie dort einzuführen, nie zu der Ausbildung gelangte, als in ihrer nordischen Heimat und wie sich in den Formen gotischer Bauwerke immer der Widerstreit der südlichen italischen Kunstübung mit der nordischen ausprägt. Diesen Antagonismus zeigt nun recht deutlich die Baugeschichte des Doms zu Mailand. Johann Galeazzo Visconti, der 1385 als Gebieter von Mailand anerkannt worden war, hatte beschlossen, seiner Stadt eine schöne und glänzende Katedrale zu bauen, und schon 1386 ging man mit großem Eifer an die Ausführung dieses Plans. Wer den Plan dazu entworfen, ist nicht bestimmt, doch ist es sehr wahrscheinlich, daß Galeazzo, der ja eben ein in Italien eigentümlich dastehendes Prachtwerk schaffen wollte, durch die großen gotischen Bauwerke in Deutschland und Frankreich angezogen, sich diesen Baustil erkor, und deshalb fremde Meister zur Anfertigung der Entwürfe herbeigezogen habe. Von anderer Seite wird dagegen der Lombarde Marco de Campione als der Schöpfer der Pläne genannt. Fest steht, daß eine aus vielen Personen bestehende Baudeputation den Bau leitete, und daß in dieser schon der Streit zwischen der italienischen und nordischen Bauweise an der Tagesordnung war. 1388 war dann Nikolaus Bonaventura aus Paris leitender Obermeister. Der erste am Bau tätige deutsche Meister war Hans von Fernach, der aus Freiburg im Breisgau kam, wo die älteste deutsche Bauhütte bestand. Er verhandelte 1391 mit der Baudeputation über verschiedene von ihm vorgeschlagene Aenderungen am Plane, und reiste nach Köln, um von dort einen der tüchtigsten Meister zu holen, lehrte aber 1392 unvertretener Sache zurück. 1391 bot ferner Ulrich von Ensfingen der Baudeputation seine Dienste an und wurde auch als Baumeister angestellt. Da dies jedenfalls der berühmte schwäbische Baumeister Ulrich Ensfinger ist, so hat er seine Stellung wahrscheinlich nicht angetreten, denn er baute um diese Zeit an den Münstern zu Ulm und Straßburg, wie auch an der Liebfrauentirche zu Ehlingen. Wirklich angestellt wurde als leitender Ingenieur Heinrich von Gmünd; dieser prüfte die Pläne als begonnene Bauwerk gründlich auf ihren Kunstwert und die Dauerhaftigkeit ihrer Konstruktionen und verlangte, man solle das schon Fertige ruhig wieder einreisen. Die Deputation wollte jedoch davon nichts wissen und lehnte dieses Ansinnen ab, womit denn auch die Stellung Heinrich's ihr Ende erreicht hatte. Trotz dieser Niederlage des nordischen Bauprinzipis waren dann aber abwechselnd immer französische und deutsche Meister am mailänder Dom beschäftigt. 1481 und 1482 wendete sich sogar der Herzog an die straßburger Bauhütte, um von dort einen neuen tüchtigen Meister zu erhalten, dem die Ausführung der Kuppel übertragen werden sollte. 1483 wurde Johann von Graz nebst mehreren Deutschen eigens durch einen Abgesandten geholt und als Obermeister angestellt. Aber trotzdem erlosch der Streit wegen der verschiedenen Stilprinzipien nicht. Die fremden Baumeister reichten immer wieder neue veränderte Zeichnungen ein, die dann gewöhnlich abgelehnt wurden. Wenn vielleicht auch manche ihrer Ideen trotzdem zur Ausführung gelangt sein mögen, von stilhistorischem Interesse ist es jedenfalls, zu sehen, wie zwei durch verschiedene Sitten und Gebräuche, durch Klima u. s. w. bedingte Kunstempfindungen miteinander im Streite liegen. Alle die, welche auch heute noch meinen, sie könnten einen neuen Stil beliebig erfinden, könnten sich an diesem Vorkommnis ein Beispiel nehmen. — Die Anlage des Domes selbst nun ist eine sehr regelmäßige, und ganz denen ihresgleichen im Norden angepaßt. Das jünfschiffige Langhaus mit seinen quadratischen Seitengewölben von halber Mittelschiffsbreite, das breite dreischiffige Kreuzschiff und der aus drei Seiten des Achteck gebildete Chor machen einen imposanten Eindruck. Dazu die riesigen Dimensionen nach den Seiten und oben, der Säulenwald, die tiefen Gewölbe, alles reich geschmückt mit Ornamentenwerk und Sta-

Er wollte sich zum Gehen erheben, aber Schwarz sagte in etwas freundlicherem Tone, als er bisher gesprochen hatte:

"Bitte nur noch einen Augenblick. Ich will sehen, was sich tun läßt. Mit den unter Ihren Arbeitern, auf die die andern am meisten hören, komm' ich heut Abend zusammen — die mögen entscheiden."

Franz Stein erhob sich nun doch.

"Gut," sagte er. Morgen früh wird zur Wiederaufnahme der Arbeit alles bereit sein. Sie können ein gutes Werk an Ihren Freunden, den Arbeitern, tun, Herr Schwarz, nicht an mir. Leben Sie wohl."

Der Schuhmacher stand von seinem Schemel auf, geleitete seinen Besuch bis zur Tür und erwiderte den Gruß nicht unfreundlich. Dann, als sich die Tür geschlossen hatte, murmelte er vor sich hin:

"Ein weißer Kabe — ein richtiger weißer Kabe — wenn's nämlich wahr ist. Na — die Arbeiter werden wohl wissen, ob der zu einem solchen Schwindel fähig ist." (Fortf. folgt.)

tuen und ausgeführt aus weißem Marmor — wie bestehend dies auf den Beschauer wirkt, kann man sich denken. Ist der Grundriß nach den Prinzipien nordischer Gotik ausgeführt, so zeigt dagegen der Aufbau die südlichen, italienischen Grundzüge der Baukunst. Die beiden Seitenschiffe haben nämlich nicht gleiche Höhe, sondern steigen von den Seitenschiffen allmählich aufwärts. Es sind demnach die Größenverhältnisse folgende. Das Mittelschiff ist 52 Fuß weit und 146 Fuß hoch; die beiden Seitenschiffe messen 22 Fuß im Lichten und das dem Mittelschiff sich anschließende hat 96, das äußerste Seitenschiff 74 Fuß Höhe. Die innere Höhe der sich über den Kreuzungspunkt des Längens- und Querschiffs erhebenden Kuppel beträgt 201 Fuß 6 Zoll, die äußere mit der über sie aufgebauten Spitze 339 Fuß 6 Zoll. Die gesammte Grundfläche beträgt mehr als 110 tausend Quadratfuß. Aus der malerischen Pracht, welche die auf unserer Illustration sichtbaren Dekorationen zeigen, erheben wir schon den heitern, prachtliebenden und durchaus der gotischen Asele abgeneigten Sinn der Italiener. Und erblicken wir in einzelnen Gebilden gar schon die Formen der Renaissance, so sind wir fast geneigt anzunehmen, daß den bauenden Italienern aller Sinn für Konstruktion und Bestimmung der funktionierenden architektonischen Glieder bei der Ausführung dieses gotischen Werkes abhanden gekommen sei, wenn wir den Kranz von Tabernakeln mit seinen Figuren statt der tragenden Kapitäl an den großen Mittelsäulen erblicken. Denk- und Grabmäler und viele andere Werke der Kunst schmüden den Innenraum. Noch großartiger und reicher ist das Äußere. Imponiert hier schon der Glanz des weißen Marmors, so noch mehr der kolossale Reichtum von Fialen, Strebebeylern und Statuen. Die Zahl der letzteren schätzt man auf zweitausend und ihre Entfaltung verteilt sich auf zwei Jahrhunderte; darunter sind auch drei Statuen von Canova, die der Rebekka, des St. Dasius und Napoleon I. Aber die breite jünfschiffige Anlage mit ihrem allmählichen Aufsteigen der Seitenschiffe, wie der fehlende Turm — die schwer aufliegende Kuppel endet oben nur in einer schwachen Spitze — das alles genügt durchaus nicht den Anforderungen gotischer Baukunst und macht deshalb auch keinen künstlerischen Eindruck. „Es ist mehr ein riesiger Marmorberg mit seltsamen Spizen und abenteuerlichen Formspielen, als ein Kunstwerk des menschlichen Geistes, das mit seinen Verhältnissen und Gegensätzen in unserer Seele eine Fülle verwandter Gedanken und Empfindungen anregt," wie sich der berühmte Kunsthistoriker Schnaase ausdrückt. Die „beabsichtigte Reproduktion des fremden Stils" hatte eben, wie schon ein Blick in die Baugeschichte dieses mailänder Werkes zeigt, in dem Sinnen und Fühlen der Italiener einen mächtigen Widerstand gefunden, der sich denn auch in seinem Innern und Äußern mächtig ausprägt.

ort.

Der römische Hirtenknabe.

(Mit Illustration.)

Gebicht von Hans Eckart.

Weiß nicht, wie mir zu Gemüte
Seltam ist und schwer,
Oft, wenn ich die Herde hüte,
Unter duft'ger Baumessblüte
Streich im Tal umher.

Lausche, wie des Waldbachs Tosen
Ferne sich verkürt,
Wie der Vöglein frohes Kosen
Und den Bonneduft der Rosen
Frühling neu gebürt.

Schau wie mit eil'gen Winden
Wolken zieh'n dahin,
Wie sich Hirse zu den Winden,
Falter zu den Blumen finden
Tauschend Lustgewinn.

Alles lebt bewegtes Leben,
Hastet nicht am Ort,
Alles weilt Bondannenstreben
Ein Gedeihen, Sicherheben, —
Ich nur kann nicht fort.

Hirtensub — — die weite Erde
Schaut er — o wie gern!
Hirtensuben bannt die Herde,
Daß er niemals glücklich werde,
Welt und Menschen fern.

Ah, sie sagen, unsrer Ahnen
Jeder war ein Held,
Wohl auf tausend Kriegesbahnen
Besten siegreich ihre Fahnen,
Waren Herrn der Welt.

Doch ich schwör's, auch ich verrosste
Nicht als Schäferknab';
Fürchte, daß ich's Leben koste,
Selbst eh' mir der Bart noch sproßte,
Hölle nicht noch Grab.

Was ich Bess'eres werden sollte,
Keiner hat's gelehrt.
Ob der Pflaffe mir auch grolle,
Ablass ewig weigern wolle,
Nimmermehr mich scheert.

Steh' die Büch' aus Jägers Hause,
Pulver auch und Blei, —
Schleich' mich von des Herren Hause
Zur versteckten Felsenklauje
Lapf'rer Räuberkompanei.

Literarische Umschau.

Deutsche Humoristen aus alter und neuer Zeit. In einer Auswahl und mit literarischen Einleitungen herausgegeben von Dr. Julius Kiffert. Zweiter Band: Matthias Claudius. Altenburg, Oskar Bonde. Preis: 50 Pfennig.

Der eben erschienenen zweite Band dieses von uns in seiner Bedeutung bereits gewürdigten, recht vollstimmlichen Unternehmens macht uns ebensoviel Freude wie der erste. Er bringt zunächst eine ebenso anziehend wie klar geschriebene, ziemlich umfangreiche Lebens- und Charakterdarstellung des wackeren wandsbieder Voten, welcher uns den „Freund Hain“ so vertraulich nahebringen wußte; die Bedeutung von Claudius als Volksschriftsteller ist darin in das rechte Licht gesetzt. Dann folgten in bunter Reihe Proben aus Claudius' Werken: Gedichte, Betrachtungen, Denkprüche, Fabeln, Briefe u. s. w.; selbst des Dichters Porträt in Holzschnitt ist dem 159 Seiten umfassenden Bändchen beigegeben. So ist der Inhalt erfrischend, belehrend, mannigfaltig. Was will man mehr? Nehmet 50 Pfennig und geht hin und kauft! — Dr. W. B.

Ratgeber für Gesundheitspflege.

Berlin. H. C. Der fragliche Extrakt ist jedenfalls kein Universalmittel, wie es überhaupt keine gibt, und sicherlich viel zu teuer. Leicht verdauliche gute Kost bei mäßiger Arbeit, Vermeidung jeder Gemütsaufregung, fleißige Bewegung in gesunder Luft werden Ihrer Frau mehr nützen, als jenes Zeug.

Bremen. D. B. Ihre Ernährungs- und Lebensweise ist nur zu billigen. Auch war es ein ganz vernünftiger Gedanke, zur Vermeidung der Rückenlage, die sich für Ihre Nachtruhe gefährlich gezeigt hatte, sich solch' eine Tuchrolle auf den Rücken zu binden. Versuchen Sie es nun noch mit kalten Waschungen des ganzen Körpers kurz vor dem Schlafengehen und berichten Sie uns über den Erfolg.

Napperswil. B. Vor dem Schreien der kleinen Kinder braucht man sich im allgemeinen nicht zu fürchten. In vielen Fällen bleibt sogar garnichts weiter übrig, als sie — wie unsre Großmütter zu sagen pflegten: in Gottes Namen — schreien zu lassen. Natürlich darf man das mit gutem Gewissen nur dann, wenn man vorher zur Befriedigung

ihrer Bedürfnisse, zur Linderung oder Beseitigung etwaiger Schmerzen und Unbequemlichkeiten alles Mögliche getan hat. Die Besorgnis, daß so ein kleines Wirmchen sich leicht einen Bruch schreien könnte, ist zumeist grundlos, da in weitaus den meisten Fällen Brüche nicht auf einmal entstehen, sondern sich allmählich entwickeln, häufig erbliche oder angeborene Anlage voraussetzen und heftiges Schreien, sowie Husten, Erbrechen, Drängen bei Stuhl- und Urinausleerung u. s. w. nur als Gelegenheitsursache bei ohnehin vorhandener Disposition zu Bruchschäden wirksam werden.

Dresden. K. Den Zeitpunkt der Entwöhnung der Kinder von der Mutterbrust wählt man, wenn anders Mutter und Kind gesund sind, am besten jenachdem die ersten Zähne zum Vorschein gekommen sind und das Kind körperlich entwickelt ist; im allgemeinen etwa zwischen dem 9. und 11. Lebensmonat. Man vermeide aber möglichst Zeiträume, während der Kinderkrankheiten und Durchfälle epidemisch vorkommen. Der Eintritt der Menstruation macht das Entwöhnen allerdings ratsam.

Redaktions-Korrespondenz.

Berlin. H. W. 1. Der jüngst verstorbene Gelehrte und Schriftsteller Bruno Bauer nahm in wissenschaftlicher wie politischer Beziehung eine so eigentümliche Stellung ein, daß er trotz seiner großen Begabung und trotz des gewaltigen Aufsehens, das mehrere seiner früheren Schriften gemacht haben, schon bei Lebzeiten fast zu den Vergeßenen und Verschollenen zählte, obgleich er unermüdet bis an sein Ende schriftstellerisch tätig blieb. Aus seinem vorzüglich gegen das Christentum gerichteten schneidigen Radikalismus hatte sich mit der Zeit eine eminent pessimistische Anschauungsweise entwickelt, die allen Idealen feind war und jede Hoffnung auf Besserung der Volksgeschichte ausschloß. Daraus erklärt sich, daß der außerordentlich scharfsinnige und gelehrte Mann gegen den Schluß seines arbeitsreichen Lebens hin mehr und mehr vereinsamte. 2. Von der Tätigkeit der deutschen Freidenkervereine haben wir bislang rein garnichts gehört, können also auch niemandem empfehlen, einem derselben beizutreten. Arbeit gabe es freilich für Freidenkervereinigungen in Deutschland sehr viel und sehr dringliche.

Ottensen. Fabrikarbeiter P. Ph. Ihr „Gebet eines Ateisten“ ist garnicht übel, obgleich es noch an Gewandtheit des Ausdrucks und Sicherheit in der Handhabung des Rhythmus hie und da mangelt. Vielleicht drucken wir es gelegentlich ab.

Hochst. G. M. schreibt:

„O „Neue Welt“, Freund Immerdort,
Hilf mir aus meinem Brüten,
Wie mach' ich's, daß im Januar
Mir duften schöne Blüten?“

Ich habe Tulpen, schön zum Strauß,
Auch Hyazinthen fein
Im Garten. Wann heb' ich sie aus
Und pflanz' im Topf sie ein?“

Dies sage mir, ich bitte sehr,
Und habe Dank voraus. —
Blüht spät im Herbst kein Blümchen mehr
Im Garten, dann — im Haus.

Diesen poetisch gedankten Wunsch hoffen wir durch eine seit geraumer Zeit in Vorbereitung befindliche Abhandlung über Zimmerpflanzenkultur bald erfüllen zu können. **Krefeld.** S. K. Warten Sie noch mit dem Abonnement auf das fragliche Werk. Wir wollen es erst einer Prüfung unterziehen und dann unsre Meinung in der R. W. aussprechen.

Berlin. Joh. Georg M. Ihr Gedicht „Lammer und Rot“ zeigt von Talent, ist zur Veröffentlichung aber doch nicht reif. Laß wir ein Manuscript von 20 Zeilen Länge im Falle, daß wir es nicht abdrucken lassen, retourneren so. Len, ist wohl nicht Ihr Ernst. Wir schicken überhaupt Gedichte garnicht an die Einsender zurück, und auch alle andern und größeren Arbeiten, wenn sie unverlangt uns zugehen, nur in so fern tenen Ausnahmefällen.

Freiberg i. Schl. S. G. Die Reise von Hamburg über New-York nach San Francisco nimmt ungefähr 25 Tage in Anspruch und beansprucht einen Kostenanswand von 380 Mark für die Fahrt bis New-York einschließlich der Beförderung und von da bis San Francisco ohne Kost.

Chemnitz. E. Z. Sehr hochgradige Kurzsichtigkeit hat in der Tat schon häufig als Grund zur Verehrung vom Militärdienst gewirkt. Indessen ergibt unsres Wissens diesem Veldem gegenüber bei den Aushebungen keine feste Praxis; die Gutachten der Aushebungskommission, insbesondere des die Stellungsprüfungen untersuchenden Militärarztes, gibt in jedem einzelnen Falle den Ausschlag.

Ottensen. Fabrikarbeiter G. Sch. Nur immer mehr von der Sorte!
Havensburg. G. W. Ihr Bekannter hat, wenn er 24 Jahre alt war, als sein zweijähriger Aufenthalt in Augsburg begonnen, dort nach Ablauf dieser Frist seinen Unterstüßungswohnort gehabt, da er aber seitdem ununterbrochen zwei Jahre lang von Augsburg fort war, denselben auch bereits wieder verloren und besitzt vorläufig gar keinen. Wird der Betreffende nun hilfsbedürftig, so tritt der § 2 des Gesetzes über den Unterstüßungswohnort in Kraft, der da lautet: Jeder hilfsbedürftige Deutsche muß vorläufig von demjenigen Ortsverbande unterstützt werden, in dessen Bezirk er sich beim Eintritte der Hilfsbedürftigkeit befindet. Die vorläufige Unterstützung erfolgt vorbehaltlich des Anspruchs auf Erhaltung der Kosten bezugsweise der Hilfsbedürftigen gegen den hierzu verpflichteten Armeewohnd.

Sprechsal für jedermann.

Der Schneidermeister C. Raumann aus Cöthen, welcher im Jahre 1852 zunächst nach Liverpool ging, wird von seiner Tochter Marie Friederike Wilhelmine gebeten, seinen Aufenthalt mitzuteilen. Gleichzeitig werden alle, welche über dessen Verbleib Auskunft erteilen können, freundlichst gebeten, an nachstehende Adresse gefälligst die bezüglichen Mitteilungen gelangen lassen zu wollen.

Frau Leichering, geb. Raumann,
Hamburg-Uhlenhorst I. Humboldtstraße 58

Inhalt: Verschlungene Lebenswege. Roman von Franz Carion. (Fort.) — Iphigenie auf Tauris. Von Dr. Richard Ernst. — Eine Charfreitagsfeier am Südsabhäng der Alpen. Von Carl Stähler. — Im Kampf wider alle. Roman von Ferdinand Stiller. (Fort.) — Im Dom zu Mailand. (Mit Illustration.) — Der römische Hirtensub. Gedicht von Hans Eckart. (Mit Illustr.) — Literarische Umschau. — Deutsche Humoristen aus alter und neuer Zeit. — Ratgeber für Gesundheitspflege. — Redaktions-Korrespondenz. — Sprechsal für jedermann.

Verantwortlicher Redakteur Bruno Geiser in Stuttgart. (Neue Weinsteige 23.) — Expedition: Ludwigstraße 26 in Stuttgart. Druck und Verlag von J. H. W. Dieß in Stuttgart.